

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt

55 (23.7.1847)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 23. Juli 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

N^{ro.} 55.

Die Frau zweier Männer.

(Fortsetzung und Schluß.)

6. Liebesglück.

Nach einigen Stunden hatte Crescence den vollen Gebrauch ihrer Sinne wieder; sie verlangte zu wissen, wo sie sei? Bei ihrem ersten Laute erscheint die Baronin selbst an ihrem Bette. Die Kranke erkennt sie, ihre Gegenwart erhöht noch ihr Erstaunen; sie hört aus dem Munde der edlen Frau das Wunder, dem sie ihre Rettung aus dem Grabe danke.

Er hat mich gerettet, sprach sie mit andächtig zum Himmel gerichteten Blicke, er, dessen Tod ich beweint hatte!

Bei dem Klange dieser ihm so theuern Stimme, vermag Hypolite sich nicht mehr zu fassen, er stürzt aus dem Winkel hervor, der ihn verbarg.

Crescence, meine Crescence! wieder mein, auf immer mein!

Beim Anblick des Geliebten verließen die Kranke beinahe die noch schwachen Kräfte wieder.

Ach, Hypolite! seufzte sie, daß ich Sie in derselben Stunde, in der Sie mir das Leben retteten, erinnern muß, daß ich nicht mehr Gebieterin meines Selbst bin? — Heiligste Bande —

Bande? — Sie sind zerrissen, Du bist frei, Crescence, frei, wie damals, als Dein Vater Dich mir zusagte. Welche Rechte kann der noch auf Dich geltend machen, der Dein Gatte war? — Du bist gestorben — todt, selbst vor dem Richterstuhle des Heizes; Du hast aufgehört zu seyn, um nur mit mir zu leben! Dein Leben, Geliebte, ist mein heiliges Eigenthum, soll ich nur darum Dich aus dem Grabe gerettet haben, um Dir den Schlaf in seinen Tiefen zu beneiden?

Liebe und Zweifel kämpften in Crescences Seele; Hypolite sah ihren Kampf.

Mutter, rief er, sprechen Sie für mich, es gilt mein Leben!

Crescence ehrte seit ihrer frühesten Jugend in der Baronin die Freundin ihrer Familie, eine Frau von anerkannter Weisheit und Tugend, eine zweite Mutter, ihr Blick hing an ihrem Munde. Die Baronin sprach wenig, aber überzeugend; sie erklärte alle Bande durch den Tod zerrissen, und behauptete, Crescence könne nur durch eine neue Heirath mit Coronel wieder vereinigt werden, sie dürfe also jedem andern Manne ihre Hand reichen.

Crescence verschlang ihre Worte, die Blicke des Geliebten, die Gefühle, die in seinen Zügen sich malten, die Thränen, die aus seinen Augen sich gewaltsam hervordrängten, siegen. Die Kranke erhob Blick und Hand zum Himmel: Vergebung, Gott, wenn ich fehle!

Hypolite stürzte in bewußtlosem Entzücken in Crescences Arme, er schwur, ihr sein ganzes Daseyn zu weihen, nur für sie zu leben.

Nach den ersten Ergießungen glücklicher Liebe, setzte die Baronin den Liebenden die Maßregeln auseinander, die genommen werden mußten; sie überzeugte ihre Kinder, daß der Wohlstand wie ihre Sicherheit, eine schnelle Entfernung von

Paris heischten, sie sollten fern von der Hauptstadt, in tiefer Abgeschiedenheit, auf einem ihrer Landgüter in der Provence leben. Die nahe Aussicht eines Glückes, das sie zu träumen nie gewagt hatte, beschleunigte Crescences Genesung; nach einigen Tagen fühlte sie sich stark genug, die Beschwerden einer Reise zu ertragen.

Sie kamen an, der Baronin erste Sorge war, die Verbindung ihrer Kinder. Niemand in der Gegend kannte Frau von Coronel; die jungen Gatten, lebten im süßen Frieden. Crescence freute sich in Hypolites Armen ihres neuen Lebens, sie dankte ihm jede frohe Minute, als sein Werk; er lebte nur in ihr.

In der entlegensten Gegend des Parkes, wurde ein Gartensalon erbaut, den man dem zu Longville ganz ähnlich zu machen wußte. Das Piano, die Bücher, die Gemälde Crescences, Alles stand und lag wie damals. — Hier ruhte das glückliche Paar von seinen Spaziergängen aus, hier gaben sie sich Erinnerungen hin, die ihnen des Schicksals Prüfungen doppelt werth gemacht hatten. — Die Baronin schien sich in den Umarmungen kindlicher Liebe zu verjüngen, ihr süßestes Geschäft war die Erziehung eines reizenden Knaben, welchen Alle als ihr höchstes Kleinod betrachteten.

7. Die Erscheinung am Grabe.

So oft aber Crescence ihren Sohn an ihr Herz drückte, dachte sie auch der geliebten Tochter, welche sie Coronel zurückgelassen hatte.

Er liebt sie, sie wird glücklich seyn, sagte sie dann oft, doch ihre Mutter wird sie vergessen.

Sie fühlte einen unwiderstehlichen Drang, die Langentbehrte wieder zu sehen, und wenn sich gleich Hypolite bei diesem unvorsichtigen Vorschlage von unwillkürlichem Schauer ergriffen fühlte, konnte er doch Crescences Bitten nicht widerstehen.

Die Baronin verwarf mit mütterlichem Ernste eine Idee, deren mögliche Folgen sie ihren Kindern schilderte; ihre Winke wurden sonst froh erfüllt, doch hier hatte sie die Bitten, die Thränen einer geliebten Gattin bei ihrem Sohne zu bekämpfen; die Reise ward beschlossen.

Bis an den Wagen noch empfahl die besorgte Mutter die strengste Vorsicht; sie gab ihren Kindern an den Arzt einen Brief mit, in welchem sie ihn, der um das ganze Geheimniß wußte, beschwor, auf jeden ihrer Schritte zu achten.

Sie stiegen bei dem Arzte ab, und Crescences erste Frage war nach ihrer kleinen Adele; mit Entzücken erfuhr sie, daß sie oft mit ihrer Bonne in den Tuilerien spazieren geht.

Sie durchspähte an Hypolites Seite, in einen dichten Schleier gehüllt, alle Gänge des Gartens; ihre sehnsüchtigen Blicke weilten auf allen Kindern, welche ihrer Tochter an Alter und Wuchs gleichen konnten. — Oft war sie im Begriffe, sich durch Fragen zu verrathen, — aber alle ihre Bemühungen waren vergebens; mit tiefem Schmerze kehrte sie jeden Abend nach Hause zurück, wenn sie die Gesuchte nicht fand, und nur ihr Gatte konnte sie durch die Aussicht eines glücklichen Erfolgs am andern Tage trösten.

Schon war wieder ein Tag unter fruchtlosen Nachforschungen verstrichen, die Nacht nicht mehr fern. Crescence war sehr schwermüthig.

Lieber Hypolite, sprach sie zu ihrem Gatten, da habe ich eben eine sonderbare Idee. Du weißt, wie sehr ich den Gedanken liebe, daß Du mich zurück in's Leben riefst. — Weißt Du wohl, daß heute der Jahrestag dieser unvergeßlichen Stunde ist? Konnte ich einen bessern wählen, um mit Dir die Stelle zu besuchen, an welcher ich in Deinen Armen erwachte, um ein neues Leben voll ungetheilter Liebe für Dich zu beginnen? —

Schon am Tage der Ankunft hatte Hypolite denselben Wunsch gehegt; nur sein Partgefühl und die Besorgnisse um seine Gattin hatten ihm bestimmt, zu schweigen. Er fürchtete den Schein, sie an Alles erinnern zu wollen, was sie ihm dankte, und besorgte, der Eindruck möchte zu heftig auf sie wirken. — Jetzt hatte ihn Crescence selbst, und er ließ sogleich anspannen. Bald hält der Wagen an der bekannten Kirche. — Sie schreiten durch die kleine Thüre, die auf den Kirchhof führt, sie ist offen.

Crescence schauert, sie stützt sich auf den Arm ihres Gatten, Hypolite erkennt die Leichensteine, er naht der wohlbekannten Stelle; aber er glaubt sich geblendet, als er auf dem Hügel, der einst sein Weib einschloß, ein Monument erblickte, das die Prachtliebe oder den Schmerz des Erbauers verkündete. Im Mondenscheine blinkte ihm von dem weißen Marmor der Name: Crescence entgegen. —

Hier, flüsterte er bewegt, laß uns weilen.

Er umschlang sein Weib, als sollte sie ihm noch ein Mal entrisßen werden.

Crescence hatte ihren Schleier gelüftet, um die Grabchrift auf dem Piedestal zu lesen, sie will die Rückseite des Denkmals betrachten, da erblickt sie einen Mann auf den Knien liegend im Trauergewande! Er war so tief in seinem Gebet oder Schmerz versunken, daß er erst bei Crescences Angestus emporblickte. — Er schien versteinert, seine Blicke haften starr auf ihr.

Gott, ihr Schatten, ist's möglich? — ein Blendwerk! —

Laß uns fliehen, Geliebter, flüsterte Crescence, indem sie sich an dem Busen ihres Gatten verbarg, um Gotteswillen laß uns fliehen. —

Nein, Du sollst nicht fliehen, rief der Unbekannte, indem er sie beim Arm ergreift. —

Hypolite drängt ihn unwillig zurück, der Fremde dringt wüthend auf ihn ein.

Kennen Sie das Weib an Ihrer Seite, mein Herr? —

Sie ist meine Gattin. —

Sie Ihr Weib? —

Sie haben es gehört, beruhigen Sie sich und zwingen Sie mich nicht, einen Wahnsinnigen zu züchtigen, der mich beleidigt!

Ha, kann eine irdische Macht mich hindern, mein Weib zu fordern, wo ich sie finde? —

Ihre Gattin? —

Für wen sonst hätte ich auf diesem Steine gebetet, für wen wären die Thränen geflossen, die noch meine Wangen benezen? —

Fort Unsinniger!

Hypolites Stimme wurde weich in den Worten, sein Muth wankte, er fühlte sich erschüttert; ein schrecklicher Blitzstrahl erhellte ihm das Dunkel. — Crescence schwankt, ihr zweiter Gatte schleppt sie fort zum Wagen; der Unbekannte will sich hineindrängen, er stößt ihn mit Gewalt zurück, und befiehlt dem Kutscher, schnell davon zu fahren.

S. Mutterliebe.

Coronel (wer hat ihn nicht erkannt?) ruft um Hülfe,

er verheißt große Belohnung dem, welcher dem Wagen folgen, und ihm sagen kann, wo er anhält. Man eilt nach, und bald erfährt Alphonse das Haus, in dem, nach mancherlei Umwegen des Wagens, ein Herr und eine Dame abgestiegen sind.

Mit Tagesanbruch ist das Haus umringt. Montval tritt der Wache entschlossen entgegen, und erklärt, daß er seit ein paar Tagen mit seiner Gattin von seinem Landgute in der Provence angekommen ist. — Diese Erklärung genügte nicht; Coronel reichte eine förmliche Klage ein, in der er die vorgebliche Frau von Montval als seine rechtmäßige Gemahlin in Anspruch nahm. Hypolite erklärte den Kläger für wahnsinnig.

Die Sache wurde dem Gerichtshof vorgebracht; Montvals Anwalt legte Urkunden vor, er führte eine Menge unverweigerter Zeugen an; alle haben den Baron seit drei Jahren, als den einzigen Gatten der Dame erkannt, die bei ihm lebt. Coronels Sachwalter gesteht zu, daß wirklich alle Beweise über den Tod der Gemahlin seines Klienten vorliegen, er leugnet sogar nicht, daß sie öffentlich begraben wurde; aber er behauptet, sie könne nur scheinodt gewesen, könne durch ein unbekanntes Ereigniß wieder in's Leben gerufen worden seyn, und führt den Beweis, daß die Rechte seines Klienten auf diese Dame nichts von ihrer Gültigkeit verloren haben. Der Gerichtshof verordnet, Frau von Montval in eigener Person zu vernehmen.

Zum ersten Mal in ihrem Leben verleugnet Crescence standhaft die Wahrheit; sie besteht ihr Verhör mit einer Geistesgegenwart, welche die Richter in Erstaunen setz — mit bewundernswerther Kunst beantwortet sie die verhänglichsten Fragen — ihr Triumph ist beinahe vollendet — da öffnet sich eine Seitenthüre, ein liebliches Kind stürzt zu ihren Füßen, und nennt sie liebfosend: Mutter!

Crescence erblaßt und schwankt.

Nein, zu viel für mein hartgeprüftes Herz! ruft sie schmerzlich aus — mein Kind sollt ich verleugnen, mein eigenes Blut? — Nimmermehr! — ja ich bin ihre Mutter.

Sprachlos drückte sie Adelen an ihr Herz.

Die Existenz der Frau von Coronel war erwiesen; eine ihrer Ehen war nun ungiltig; doch welcher von beiden Gatten soll ihr auf ewig entsagen? Hier gewann die Sacht eine neue Ansicht. —

Montval stellt vor, Crescence d'Alongville, von ihrem ersten Gatten selbst für todt erklärt, könne von diesem nicht mehr in Anspruch genommen werden.

Nur dem Grabe gehörte sie an, spricht er, jetzt kann sie nur mir angehören, der ich sie daraus rettete.

Coronel verlangt die Mutter seines Kindes. —

Warum soll mein Sohn die Seinige verlieren? erwiderte Montval.

Alle Zuhörer waren gerührt, die meisten Richter selbst neigten sich auf die Seite von Crescences Lebensretter; aber Coronels Antwort war kurz; er berief sich auf das feierlich bestimmte Gesetz, das die Bande der Ehe für gültig erklärt, so lange beide Gatten leben.

Meine Gattin lebt, sie steht hier vor Euch, Ihr Richter, wer vermag mir sie abzustreiten? — Das Gesetz entschied, ein lauter Seufzer sprach die Gefühle der Versammlung aus. Crescence hörte den schrecklichen Ausspruch, edle Würde belebt ihre Kräfte und macht sie stark.

Da mir keine Wahl frei steht, sprach sie mit erhobener Stimme, da meine Tage meinem Retter nicht angehören sollen, so sei mir wenigstens vergönnt, sie in der Einsamkeit zu beschließen. —

Ihr Verlangen wird ihr einstimmig gewährt. — Sie wählte einen Aufenthalt, an den sich die theuersten Erinnern

rungen aus ihren Jugendjahren knüpften, sie gieng in das Kloster nahe beim Schlosse Longville. Man gestattete ihr, ihre Kinder mitzunehmen, sie theilte unter sie ihre Sorge und Liebe. — Von diesen geliebten Wesen umgeben, flehte sie täglich zum Himmel um Frieden und Vergessenheit ihrer Leiden, bis der Tod sie in seine stillen Behausungen einführte. *Montval* wollte verzweifeln den Tod im Gemähle

der Schlachten suchen; aber er hatte eine Mutter und lebte, um mit ihr zu weinen, bis er die Geliebte wieder fand, um sie nie mehr zu verlieren. *Coronel*, an dessen Lebenskeime lange Leiden nagten, versank in düstere Schwermuth; seine Phantastie machte ihm einen Irrthum zum Verbrechen; das Schreckbild: *Erescencen*, lebend im Grabe, verfolgte ihn unablässig, bis auch er in bessern Gesilden die Ruhe wieder fand.

Ich will ein armer Teufel seyn.

Ich danke Gott! —
Dass, heiter, froh, in meinem Sinn,
Ich nur ein armer Teufel bin,
Der dennoch höchst zufrieden ist,
Und der nichts weiß von Trug und List,
Auch niemals Streiche darf bereun; —
Will stets ein armer Teufel seyn.

Befehlen ist nicht mein Gebühr,
Gehorchen nur, dies wurde mir;
Wer kommandirt, glaubt's sicherlich,
Hat die Verantwortung auf sich;
Ich ordinire mich allein,
Und will gern armer Teufel seyn.

Den Göttertrank entbehre ich gern,
Ich bin nur Mensch; es ist nicht fern
Von mir der reine Silberquell,
Der macht das trübe Auge hell.
Mich sucht nicht heim das Zipperlein; —
Gern will ich armer Teufel seyn.

Mich und die Mein'gen allzumal
Erquickt und stärkt frugales Mahl,
Mir röthet Wange sich und Mund,
Die Mein'gen alle sind gesund;
Hier find't sich keine Krankheit ein,
Drum will ich armer Teufel seyn.

Gewöhnt, wenn Vogelfang begann,
Fing stets ich meine Arbeit an;
Mir stahlst sie meinen Gliederbau,
Doch keiner reichen, faulen S —;
Der Müßiggang ist meine Pein,
Ich will drum armer Teufel seyn.

Es würzet mir mein Frühstücksmahl
Umsonst die kleine Nachtigall;
Kein falscher Schmeichler hindert mich,
Mein treuer Spiz nur bittet sich
Zu Gast — ich brauch' ihn nicht zu scheun,
Und will ein armer Teufel seyn.

Ich danke Gott für seine Kraft,
Und meiner Füße Eigenschaft;
Ich laufe gern, sei's fern, sei's nah;
Mich quält nicht Gicht und Podagra,
Mich labt ein Gläschen Brantwein;
Gern will ich armer Teufel seyn.

Mein Weib, mein Kind, was ich erziehe,
Bewies mir saden Hochmuth nie;
Ich bin der sie nach Nothdurft pflegt,
Als Gatt' und Vater Sorge trägt;
Wer fleißig ist, braucht nicht zu leihn,
Und kann ein armer Teufel seyn.

Mein Lager nimmt mich willig auf,
Vollbringt die Sonne ihren Lauf;
Hier schlaf' ich von der Arbeit aus,
Und ruhe sanft ohn' Furcht und Graus,
Brauch weder Dieb noch Brand zu scheun,
Will gern drum armer Teufel seyn.

Wenn ich mein Wiegenfest begeh',
Ich Frau und Kinder um mich seh',
Die mich, ist auch's Geschenk nicht viel,
Umhassen voller Wonngesühl,
Ihr Aug' voll Liebe glänzt so rein; —
Gern will ich armer Teufel seyn.

Fei'r ich den ersten Tag im Jahr,
Stört nie mich die SchmarozerSchaar
Mit Wünschen, die für schweres Geld
Der Reiche tausende erhält,
Aufrechtig nicht, nein nur zum Schein; —
Ich will gern armer Teufel seyn.

Bedarf zur Nothdurft ich ein Kleid,
So liegt das Geld auch schon bereit,
Fehlt was, schiekt mich kein Schneider fort,
Die Ehrlichkeit hält immer Wort;
Ich kann mich dieser gern erfreun,
Muß ich auch armer Teufel seyn.

Mein Lieblingsort ist dieser nicht,
Wo man von großen Dingen spricht.
Da wo ich fordre was zu Kauf,
Nimmt man mich auch mit Freuden auf;
Der Wirth, die Gäste gleichgesinnt
Wie ich, auch arme Teufel sind.

Legt Krankheit mich auf's Lager schwer
So giebt's der braven Aerzte mehr.
Auch brauch' ich wenig Hülfe nur,
Mir hilft die eigene Natur;
Ich brauch' kein Peter drum zu schrein,
Will gern der arme Teufel seyn.

Mein gut Gewissen läffet mir
Die Seelenruhe, wenn ich hier
Nach Gottes väterlichem Schluß,
Von dieser Erde scheiden muß.
Um Rach' nicht Wittwen, Waisen schrein;
Gern will ich armer Teufel seyn.

Um meinen ganzen Nachlaß hier
Beschreibt man auch kein Blatt Papier,
Kein Lärmen giebt's im Leichenhaus,
Die Erben findens so schon aus,
Da unterbleiben Zänkerein,
So muß's beim armen Teufel seyn.

Gedung'ne Kläger folgen nicht,
Nur mit verweintem Angesicht
Die Mein'gen alle, klein und groß; —
Man senkt mich in der Erde Schooß.
Die Thränen sind mein Leichenstein,
Gern will ich armer Teufel seyn.

„Ein Kameel, sprach der Heiland, kann
Weit eher, als ein reicher Mann,
Durchs kleinste Nadel der Nadel gehn,
Als dieser jenen Himmel sehn.“
Ich komme dann gewiß hinein;
Werd' Engel dann statt Teufel seyn.

* Etwas aus der Statistik des Elends.

„Wahrlich, wahrlich, arme Jammersöhne
Sind wir höchst gepries'ne Herrn der Welt.“

Schiller.

Armut. Hätte die Zahl der Armen in Europa auch in dem Verhältniß zugenommen, als die Gesamtbevölkerung wuchs, so gäbe es jetzt wenigstens 13 Millionen Arme und Bettler in unserem Welttheil. Diese Annahme ist aber viel zu gering; denn in Frankreich machen (nach *Valbi*) die Armen den 34sten, in Großbritannien den 13ten, in Holland den 10ten, in Württemberg den 63sten Theil der Bevölkerung aus, und nach *Chateauf* darf man in Europa, dessen Einwohner auf 240 Mill. Seelen angenommen werden, ohne Bedenken 50 Mill. Arme und Bettler zählen. Sind doch in Italien allein über 800,000 Bettler. Das Elend des reich begabten Spaniens kann weder mit Worten noch mit Zahlen bezeichnet werden. England zählt weit über 4,100,000 Arme

und Bettler, während man gegen 4000 überreiche Familien rechnet, deren jede über 60,000 fl. jährliches Einkommen hat.

Wahnsinn. Im Gefolge der sogenannten Cultur ist auch die auffallende Vermehrung der Geisteskranken und der Formen des Wahnsinns, und man rechnet einen Irren in London auf 200, in Paris auf 220, in Mailand auf 242, in Dresden auf 466 Einwohner. Je mehr Handelsthätigkeit verwaltert, desto häufiger ist die Erscheinung des Wahnsinns. Das männliche Geschlecht liefert im Durchschnitt mehr Irre, als das weibliche.

Blindheit und Taubstummheit. So wie es mehr männliche als weibliche Irre gibt, ebenso gibt es auch überall beträchtlich mehr männliche als weibliche Taubstumme. Die Gesamtzahl dieser Unglücklichen rechnet man in Frankreich auf 12,000, — in Oestreich auf 16,700 und in Rußland auf 27,840. Im Kanton Bern zählt man schon auf 204 Einwohner einen Taubstummen. Ebendasselbst bewies die

Zählung vom Jahre 1836, daß im Kanton nicht weniger als 1955 Taubstumme, 1306 Blödsinnige und 256 Blinde lebten. — Die Zahl der Blinden ist in den meisten Ländern geringer als die der Taubstummen. Blind Geborene gibt es nur äußerst wenige, wohl aber viele im Kindesalter blind Gewordene. In England rechnet man 7500 Blinde, in Belgien einen Blinden auf 1007 Einwohner oder im Ganzen 4117 Blinde; in Dänemark 2441 Blinde, oder 1 Blinden schon auf 800 Einwohner. Im Jahre 1834 zählte man in Preußen 9576 Blinde.

Selbstmord. Wie die Armuth und der Wahnsinn, so nimmt auch der Selbstmord mit der fortschreitenden Civilisation an der Zahl seiner Opfer zu. Verübt wird er häufiger von männlichen als von weiblichen Personen. Besonders häufig ist er in großen Städten. Unter 200,000 Einwohnern Berlins kamen 50 Selbstmorde vor; auf 50 männliche 10 weibliche. In Paris, wo man jedoch nicht unberücksichtigt lassen darf, daß man annimmt, $\frac{1}{3}$ derer, die sich zu tödten versuchen, verfehlen ihren Zweck, zählte man in 9 Jahren nicht weniger als 3205 wirkliche Selbstmorde. Von diesen Unglücklichen hatten sich ertränkt 1178, erschossen 461, erstickt 427, herabgestürzt 360, erhängt 324, verwundet 280, vergiftet 175. In ganz Frankreich zählte man in einem Jahre 2323 Selbstmorde. Die in Preußen vorgenommenen Zählungen machen es wahrscheinlich, daß der Selbstmord unter Protestanten häufiger vorkommt, als unter Katholiken.

Zu diesen statistischen Angaben aus dem Gebiete des Glends bedarf es keiner weitläufigern Betrachtung. Das Resultat ist klar. Man hat es zur Zeitaufgabe gemacht, das Loos der arbeitenden Klasse zu verbessern; aber die Zahl der Armen ist dennoch in einer schreckenerregenden Zunahme begriffen. Man spricht von Wundern unserer Erziehung und Bildung; aber der Wahnsinn und Selbstmord fordern täglich mehr Opfer, wodurch diese Wunder fast zu Quacksalbereien herabgezogen werden, die schlechterdings nicht ausreichen, um die immer garstiger werdenden Schäden der Gesellschaft zu heilen. Die alte Leher von der Aufklärung ist ganz verstimmt und

„An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit.“

Aus einem philosophisch-humoristisch-satirischen Lexikon.

(Fortsetzung.)

Schneider. Die privilegiertesten davon sind die Ehrabschneider. Deutelschneider sollen sich meistens nur bei Gerichten noch befinden.

Schikaniren. Ist französischen Ursprungs, wird aber in aller Welt gebraucht.

Sänger. Philipp der Fünfte ließ dem Sänger Farinelli jährlich für sechs Arien 18,000 Piafter auszahlen. Der böse Geist führte uns, als wir dies lasen, in Versuchung, uns zu kastriren. Es soll auch noch heut zu Tage Fürsten geben — sagt die Chronique scandaleuse, — die ihre Sänger und Comödianten besser als ihre Rätthe bezahlen.

Sittenrichter. Den strengsten Sittenrichtern geht es wie den hölzernen Wegweisern an den Landstraßen; sie zeigen Jedermann den Weg, kommen aber selbst nie von der Stelle. (v. Koberg.)

Spaziergänge sind eine Arbeit für die Faulen, ein Fegefeuer für die Eifersüchtigen, eine Wallfahrt der Koketterie und ein Zufluchtsort für junge Wittwen.

Spott ist das Wetterleuchten der Verleumdung.

Sprichwörter sind die Reliquien einer Urphilosophie, welche sich aus den Ruinen der Vorzeit gerettet haben. (Aristoteles.) — Wir Deutsche haben viel grobe Sprichwörter, aber gute Meinung. (Melauchthon.)

Staatskörper ist ein sehr passend gewähltes Wort, denn man hat bis jetzt wenig daran gedacht, auch Seele hinein zu bringen. (Seume.)

Stammbaum. Die Stammbäume tragen sehr verschiedene Früchte, und wenn man nicht eine Einpfropfung voraussetzt, so kann man sich nicht begreiflich machen, daß alle diese Früchte an einem Baum gewachsen seyn sollen. Viele Landedelleute halten so viel auf ihren Stammbaum, daß sie eher den ganzen Wald wegschnecken, als ihren Stammbaum; obwohl wir für unsern Theil, für manchen Stammbaum nicht gern einen Zwetschenbaum hingäben.

Stolz. Je weniger Jemand ist, je mehr Stolz wird er haben, und je geneigter wird er seyn, an andern Fehler, gute Eigenschaften aber nicht, zu bemerken. (C. Th. v. Kleist.) — Der Stolz ist gleich dem Wintergrün, welches sich an dem Grundstamme der Tugend aufschlingt, einwindet und den Saft und Kraft ausziehet, daß ein solcher Baum keine Frucht bringen kann. (J. Riemer.) Stolz ist ein Mantel, dessen eine Seite von Purpur, die andere von armseliger Leinwand ist. Die Menschen tragen die Purpurseite, ohne zu bedenken, daß der Wind die andere in die Höhe weht. (Winter.) — Der Stolz erlaubt sich eben so viel niedrige Handlungen, als der Eigennuz. (Voltaire.) — Stolz ist ein grausamer Tyrann, er begehrt Alles, entschuldigt Nichts; immer argwöhnisch, straft er beständig; er verlangt nur Sklaven und schreibt nur Gesetze vor. (K. Mächler.) — Der Adelsstolz ist lächerlich; der Geldstolz verächtlich, aber der Beamtenstolz unerträglich. (v. Thum.)

(Fortsetzung folgt.)

Naritätenkästlein.

Ein Herr ersaunte nicht wenig, seinen Bedienten spät Abends im Garten zu finden, indem er zwei Pistolen über die Augen hängen hatte und gegen das Firmament schaute. Er meinte, der Bursche sei närrisch geworden, und fragte ihn, was er hier mache? „Den Kometen möchte ich sehen,“ antwortete dieser, „und da in der Zeitung geschrieben steht, man kann ihn nur mit bewaffneten Augen sehen, so habe ich die Pistolen von Ew. Gnaden genommen.“

„Pöbel!“ rief ein Bauer seinem Knecht, der futschte, zu — „gib doch acht! — sigst denn nit, da auf der rechten Seiten kimmt a Weda (Gewitter), fahr' auf d'linke abri!“

„Die Dame denkt wie ein Kavallerieoffizier,“ sagte ein alter Major von einer jungen, fest eingeschnürten Dame, die bei Tische vergeblich gebeten wurde, zu essen. Auf die Frage: weshalb? — meinte der alte Haudegen: „Sie denkt, Puzen ist die halbe Fütterung.“

Logogryph.

Als jüngst ein armer Kandidat

— Es sind jetzt wenig Wochen —

Ein Wort um eine Stelle bat,

Die ihm schon längst versprochen,

Sobald sie würde nur vakant,

Ward sie ihm abgeschlagen:

Und ihm — da seine Hoffnung schwand,

Die er gehegt seit Tagen —

Zerstörte plötzlich das Gehirn

Der Wortbruch sonder Gleichen,

Er schoß das Wort sich durch die Stirn,

Ist länger es ein Zeichen.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 54:
W i s m u t h. (Achtblei.) M i s m u t h.